

PAVLA KYTLICOVÁ

Eltern und Kinder

Erstdr. 1927–1931

(Auszug)



PAVLA KYTLICOVÁ (geb. Balíková)
Geb. 1874 in Wien, gest. 1932 in Tassau

Die Tochter eines Wiener Tschechen besuchte bis 1894 in Wien deutsche Schulen. Ihr Vater, der aus Beneschau gebürtige Jan Balík, war Beamter im Handelsministerium und eine für seine Verdienste um das Vereinsleben in der tschechischen Volksgruppe hochgeachtete Persönlichkeit. 1903 heiratete sie den in Wien tätigen tschechischen Arzt Vladimír Kytlica und ging mit ihm nach Böhmen und später nach Mähren. Nachdem die Ehe gescheitert war, lernte Kytlicová 1918 Jakub Deml kennen und lebte mit ihm von 1921 bis zu ihrem Tod in seinem Haus in Tassau. Sie gab dort Band 7 bis 18 seiner „Šlěpěje“ (Fußspuren) heraus und verfaßte auf Anraten Otokar Březinas und unter dem Einfluß von Deml die von ihr 1927 bis 1931 im Eigenverlag veröffentlichten fünfbandigen Erinnerungen „Rodiče a děti“ (Eltern und Kinder). Sie schildert darin in lose aneinandergereihten Episoden das Familienleben auf dem Hintergrund der tschechischen Volksgruppe bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts und setzte vor allem der aufopfernden Persönlichkeit ihrer Mutter ein Denkmal.

Meine Trümpfe

Wir sind wieder in Wien. Ich gehe schon zur Schule, allerdings in eine deutsche, denn die einzige tschechische, die Komenský-Schule, war anderthalb Stunden von uns entfernt und außerdem auch schon weit im voraus überfüllt. Ich konnte bis jetzt noch kein Wort Deutsch. Anfangs verspotteten mich die Mitschülerinnen, indem sie mir „Böhmak, Böhmak, um drei Kreizer Schnupftabak!“ zuriefen, und sie schubsten mich auch oft herum. Und als mich einmal so eine wilde Nationalistin beim Ohr packte, daß sie es mir fast ausgerissen hätte, sprang ich sie an wie eine Katze, klebte ihr eine ordentliche Ohrfeige und kratzte sie auch noch gehörig.

Ich erinnere mich, daß mich die Lehrerin dafür tadelte. Ich verstand sie zwar nicht, aber ihre Augen sprachen eine deutliche Sprache. Da legte ich aber auf tschechisch los, und erstaunlicher Weise errötete die Lehrerin und konnte sich das Lachen nicht verbeißen, wie ich mich ärgerte. Also war sie ohnehin eine Böhmin, nur germanisiert! Von da an hatte ich von allen Seiten Ruhe.

Gegen Ende des Schuljahres mochten mich schon alle, und wenn wir gemeinsam mit einer höheren Klasse Turnen hatten, reichten mich die älteren Mädchen wie eine Puppe herum.

Kaum konnte ich Deutsch, freundete ich mich auch schon mit den Kindern aus dem ganzen Haus an. [...]

Der Kronprinz heiratet

Aus der Zeit, als wir noch in der Beatrixgasse wohnten, erinnere ich mich an die Illumination der Stadt, als der Kronprinz Rudolf heiratete. Damals ging ich den Eltern zweimal verloren. Es gab auch allen Anlaß dazu: Allein schon die beleuchteten Fenster! Lampions in allen Farben! Feuerwerke! Raketen! Die aus lauter Lichtern zusammengesetzten Monogramme *RS* und Kaiserkronen! Einer der Pyrotechniker hieß Stuver, ein anderer Silberer. Das

waren die bekanntesten. Mit Gezische und Geknatter stiegen die Raketen empor, wetteiferten mit den Sternen, die Wiener, vor Begeisterung außer sich, brüllten: „*Bravo Stuver! Bravo Silberer! Heil! Heil! Hoch soll'n sie leben! Hurra!*“

Ich wäre sicher zerquetscht worden wie eine Raupe, aber ein Herr hatte den glücklichen Einfall, mich rittlings auf seine Schultern zu setzen und an den Beinen festzuhalten!

Blumenkorso

Drei Stunden vor der anberaumten Zeit, in glühender Sonnenhitze, kaum Luft bekommend, mit am Gaumen angetrockneter Zunge, hatten wir es dennoch erwarten können! Auf der Ringstraße fahren die ersten Wagen: einer ist mit Veilchen geschmückt, der zweite quillt über vor Lilien, der dritte leuchtet vor Rosen, der vierte duftet nach Jasmin, der fünfte ist ein Nelkenfeuer, der sechste erstarrt im wächsernen Weiß der Tuberosen, deren betäubender Duft sich über uns ergießt wie eine Brandungswelle, es folgten Pfingstrosen, Kornblumen, Maiglöckchen, ja eine dieser Kutschen glich einem mit Orchideenblüten durchwachsenen Nest, und in der Mitte schwebte einem Kolibri gleich der Körper einer blutjungen Aristokratin.

Auf einmal flogen wie das Rauschen unsichtbarer, breiter Flügel von Mensch zu Mensch, von Menge zu Menge die Worte: „*Unser' Kronprinzessin!*“

Sie enttäuschte mich. Ihrem Bildnis nach hatte ich sie mir schön vorgestellt. Wir standen nahe der Burg, sie konnte also vom unablässigen Grüßen und Lächeln noch nicht müde sein. Ich hatte den Eindruck, daß in diesem Wagen alles matt war. Das Gesicht auffällig lang, helles aschblondes Haar, lichte Augen, weißliche Augenbrauen und Wimpern, und das alles ging unter in einer Flut hellvioletter Flieders. Mir tat die Prinzessin fast leid, daß sie während dieser langen Fahrt immerfort mit dem Kopf nach rechts und nach links nicken mußte, und dazu mit dem eingefrorenen Lächeln, mit dem ich Aristokratinnen auf Wohltätigkeitsbasaren blitzsaubere Wäsche zu hohen Preisen gewöhnlichen Sterblichen hatte verkaufen sehen.

Unsere Schulen

Unsere erste Schulweisheit hatten wir in der Strohgasse eingesaugt. Dann besuchten wir die Apfelschule; diese Schule war im „Apfelhaus“ untergebracht. [...] Dann gingen wir drei Jahre ins Herz-Jesu-Kloster in der Erdbergstraße, wo wir am meisten gelernt haben. Außer den Pflichtgegenständen bekamen wir dort auch noch Extrastunden in Französisch und Klavierspiel. Französisch ging meiner Schwester wie von allein in den Kopf, dafür war das Üben der Tonleitern nicht nach ihrem Geschmack. Die Nonne ließ meine Mutter wissen, es wäre schade um jeden Kreuzer, Lidka wolle sofort Walzer spielen. [...] Ich [...] freute mich immer das ganze Jahr auf die Weihnachtskrippe: Ein wirkliches, lebendiges Christkind lag darin! Die ganze Verwandtschaft der Schülerinnen und die Mäzene des Klosters wurden zu dieser Weihnachtsfeier eingeladen. Das Jesulein wurde aus der ärmsten Familie ausgesucht und am Schluß der Feier inmitten von Blumen in einer Nische zur Schau gestellt, und die fortgehenden Gäste legten Almosen zu seinen Füßchen nieder, und die glückliche Mutter trug dann ihr „Jesuskindlein“ samt den Gaben heim.

*

Dann absolvierten wir noch die Bürgerschule, die gleich in unserer Nachbarschaft [der Ungargasse] lag. Ich ging zwar gerne hin, konnte dort aber während der gesamten drei Jahre keine einzige Freundin gewinnen, im Gegenteil, es kam häufig zu Streit. Der erste Anlaß zu diesen Streitereien war irgendeine amtliche Volkszählung: Man legte uns eine Liste vor, die wir ausfüllen mußten. Es war meiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, daß einige meiner Mitschülerinnen, obwohl sie geborene Tschechinnen waren, in die Rubrik „Umgangssprache“ *Deutsch* eintrugen. Das machte mich so zornig, daß ich auf meiner Liste mit auffälliger Fettschrift *Boehmisch* in diese Rubrik schrieb. Der Lehrer, ein fanatischer Nationaler, namens Gmeinboeck, rief mich zu sich heraus und sagte streng: „Glauben Sie, daß wir blind sind? Oder warum haben Sie das da so auffällig hingeschrieben?“ – Weil ich eine Böhmin bin und mich dafür nicht schäme wie meine Mitschülerinnen, die sich als Deutsche ausgeben! – Der Lehrer begann zu schäumen: „Es stimmt aber nicht, ihre Umgangssprache ist Deutsch!“

Ich gab ihm barsch zurück: „Nur hier! Daheim dürfen wir gar nicht deutsch sprechen!“

„*Frecher Bengel!*“, machte der Lehrer seinem Herzen halblaut Luft.

*

Ich erinnere mich dort an eine Mitschülerin, eine Jüdin. Sie hatte ein streng regelmäßiges, dunkelbraunes Gesicht, Augen und Haare schwarz wie die Nacht, eine gerade Nase, einen langsamen, vornehmen Gang, und ich dachte mir immer im Geiste auf ihrer Schulter einen Krug dazu: es war tatsächlich so, als würde sie die Schönheit tragen. Auch sie hatte keine Freundinnen, sie war unnahbar und hieß Altar. Ich sah sie verzückt an. Wir grüßten einander mit einem Lächeln, kamen uns aber nie näher. [...]

Die Kaiserin

Ziemlich oft unternahm meine Mutter mit mir Morgenausflüge. Diesmal standen wir besonders früh auf, schon vor vier Uhr, und wanderten über die Sophienbrücke in den Prater. Damals fingen gleich hinter der Brücke die Wiesen an, und wir begaben uns zur Hauptallee. Erst dort machten wir Rast.

Beide liebten wir leidenschaftlich Bäume und Blumen, und diese wonnige Stille, diese Einsamkeit, der Duft des Morgentaus wirkten auf uns in einer Weise, daß sie in diesem Moment auch unser gesamtes Verhältnis zueinander veränderten. Mutter wurde ganz jung, und ich wiederum gleichsam erwachsener. Wir kamen einander so nahe, daß fast kein Unterschied zwischen uns war. Ich vertraute mich ihr mit allem an, und sie erzählte mir auch so manches, was ich erst nach Jahren verstand. Es war wie eine gemeinsame Beichte von uns beiden. [...]

Wir verstummten. Die Sonne ging auf. Ich höre leichte Hufschläge. „Mama“, sage ich, „eine Dame auf einem Pferd nähert sich von dort unten auf der Allee! Ist das vielleicht die Kaiserin?“

„Was weiß ich, wär' schon möglich“, meint Mutter, „warten wir!“ Wir blieben auf dem für die Fußgänger bestimmten Weg stehen, gleich neben dem Reitweg, der hoch mit Lohe bestreut war; ich roch sie sehr gerne und rannte manchmal darin herum, um diesen Duft aufzuwirbeln. Die Reiterin kommt in leichtem Trab daher. Hinter ihr in gebührendem Abstand ein Lakai.

Es war die Kaiserin! Mutter erkannte sie! Sooft ich ihr Bild gesehen hatte, war mir eingefallen, ob sie wirklich so schön war, aber

in diesem Moment dachte ich nicht daran, so fesselte mich ihre Erscheinung, besonders ihr Gesichtsausdruck. Es war eine fast verächtliche Kälte, ein Antlitz wie aus Marmor gemeißelt. Es schien mir, als ob sogar dieses Pferd hochmütig geweitete Nüstern hätte und Blut schnauben wollte!

Sie war mit ihm wie zusammengewachsen.

Für einige Sekunden hielt sie ihr Pferd an und blickte forschend in die Schneise des Hains in jene Richtung, wo wir standen. Sie war schlank wie eine Gerte, trug einen glänzenden Zylinder auf dem Kopf, und ihr dunkles, ungewöhnlich reiches Haar hing ihr, zu einer dichten Flechte gewunden, fast bis zur Mitte des Rückens hinunter. Auf einmal versetzte sie ihrem Pferd einen leichten Hieb und flog im Galopp weiter. Ihre Schleppe flatterte hinter ihr her wie der Flügel eines schwarzen Vogels.

Als ich der Sprache wieder mächtig war, schmiegte ich mich an meine Mutter und sagte: „Ich möchte keine Kaiserin sein!“

Trotzdem hätte ich gerne gewußt, ob sie uns gesehen hatte, und fragte meine Mutter danach. Sie darauf: „Ja, sie hat uns gesehen, so wie diese Lohe, sie ist sich dessen nicht einmal bewußt!“

Nach einer Weile bemerkte Mutter: „Die Arme, sie hat so früh aufstehen müssen wie wir, und vielleicht ist das die einzige Zeit, wo sie sich selbst gehört!“

Meierei Krieau

Wieder einmal waren wir mit Mutter im Prater. Auf dem Heimweg gingen wir an einer Art Milchwirtschaft oder Kaffeehaus vorüber und da verspürten wir, wie alle Kinder, plötzlich mächtigen Hunger. Und auch Mama fragte uns: „Möchtet ihr lieber Würstel oder Kaffee?“ Wir wählten natürlich das Nächstliegende, also das Kaffeehaus.

Wir waren bisher noch nie in dieser Gegend gewesen.

Wir betraten den Garten. Unter dichtbelaubten Bäumen standen Marmortischchen und Eisenstühle, und wir waren mutterseelenallein, weil die letzten Gäste, ein alter Herr mit einer Dame, gerade weggegangen waren. Wir suchten uns einen schönen Platz, und bevor uns noch jemand bedienen kam, stürzte eine ganze Geflügelschar herbei und umringte uns von allen Seiten. Da gab es einen Pfau mit einem Pfauenweibchen, einen Puter, Perlhühner,

einen riesigen Hahn, große Hennen, kleine Zwerghühner mit einem winzigen Hahn, Täubchen und natürlich einen Haufen Spatzen. Wir waren ganz entzückt und konnten die Semmeln nicht erwarten, um sie für dieses liebe Federvieh zu zerbröckeln. Plötzlich kam ein Fräulein, eine hübsche Brünette, mit einem in der Taille schön eng geschnürten schwarzen Kleid mit einem winzigen weißen Spitzenschürzchen, und auf dem Kopf hatte sie ein breites, schwarzes Seidenband, wie es die Elsässerinnen tragen. Sie verbeugte sich höflich und fragte, was wir wünschten.

„Also fünfmal Kaffee; in der Kanne oder in Portionen?“

Unser Pepik wußte schon, daß eine „Portion“ ausgiebiger war, und verkündete „bescheiden“, daß er sich eine Portion wünsche. Als Mutter es erlaubte, schauten wir sie fragend an, was diese Protektionsbehandlung zu bedeuten habe. Das Fräulein zögerte einen Moment, und Mama sagte: „Also bringen sie fünf Portionen!“

Unterdessen brachte noch so ein schönes Fräulein ein großes Silbertablett, und darauf lagen ein in Stücke geschnittener halber Gugelhupf, schön gelb wie aus lauter Eidottern und mit Rosinen bestreut; außerdem alle möglichen Strudel und Zuckerwerk, und daneben stand ein silbernes Körbchen mit kleinen Semmeln. Im Nu hatten wir jeder ein Stück dieses verlockenden Gugelhupfs vor uns, aber dann schob Mutter die „gelbe Gefahr“ diskret beiseite, wobei sie uns versicherte, daß Semmeln zum Kaffee am besten schmeckten.

Jetzt kamen beide Fräuleins, und wir konnten uns nicht genug wundern, wieviel Geschirr manche Menschen zum Kaffeetrinken benötigen.

Jeder von uns bekam ein Silbertablett vor sich hingestellt und darauf ein Silberkännchen mit schwarzem Kaffee, ein anderes Silberkännchen mit Schlagobers und ein Silbertellerchen mit Würfelzucker.

Gott, war das ein Luxus! Uns war nicht ganz geheuer zumute. Aber Mutter ermutigte uns fröhlich, so daß wir uns an die Arbeit machten. Am liebsten hätten wir bereits mit dem Geflügel gespielt, aus Angst, es würde uns davonlaufen. Und erstaunlicherweise war dort alles nobel, selbst dieses Federvieh! Es hüpfte nicht ungeduldig herum, sondern wartete manierlich. Der Pfau ließ sich von allen Seiten bewundern, dann schlug er sogar seinen Fächer auf, der Truthahn kollerte, aber gewissermaßen nur aus Höflichkeit, die Tauben gurrten, die Perlhühner piepsten wie aus einem Traum,

bloß die Spatzen – die sind wahrscheinlich überall gleich: ihnen dauerte es schon etwas zu lang, und zum allgemeinen Jubel flog einer bis auf den Tisch.

Wir waren in so gehobener Stimmung, alles kam uns so merkwürdig, aber schön vor, daß auch wir unseren Jubel und unser Lachen unwillkürlich dieser ungewohnten Umgebung anpaßten!

Als wir mit der Kaffeejause fertig waren und ungefähr zehn Semmeln verfüttert hatten, bemerkten wir, daß Mutter mit dem einen Fräulein etwas besprach und dieses Fräulein so nett und herzlich lächelte. Sie verbeugte sich höflich, wir ebenfalls und – gingen fort ...

Erst am nächsten Tag vertraute mir Mutter daheim an, welche Ängste sie ausgestanden hatte, wohin wir uns da verirrt hatten! Und als sie dieses Silber und dieses Gebäck sah, vor allem aber diese aristokratische Bedienung, wie sie da angeblich rasch im Geist ihre Barschaft überschlagen, am meisten aber gerechnet hatte, ob ihr noch etwas übrigbliebe. Sie hatte zufällig drei Gulden bei sich gehabt, für die damalige Zeit viel Geld! Trotzdem ging sie aber, als sie zahlen wollte, dem Fräulein entgegen ... Das Fräulein begann zu rechnen: 5 Portionen Kaffee zu 45 Kreuzer, 5 Stück Gugelhupf zu 20 Kreuzer und 10 Semmeln 20 Kreuzer, zusammen 3 Gulden 45 Kreuzer. Mama rückte mit der Wahrheit heraus und zog das Fräulein ins Vertrauen, indem sie ihr ihre 3 Gulden und eine goldene Uhr als Pfand gab. Das Fräulein begann herzlich zu lachen und wies die Uhr entschieden zurück: „Aber gnädige Frau, messen Sie der Angelegenheit nicht so eine Bedeutung bei! Kein Gedanke, daß ich Ihr Angebot annehmen würde! Wenn Sie *zufällig* wieder einmal bei uns vorbeikommen, dann gleichen wir diese Kleinigkeit aus, das ist nicht einmal der Rede wert!“ – „Um keine Nuance hat das Fräulein ihr respektvolles Benehmen verändert“, sagte Mama, „ich denke, sie hätte sich nicht anders betragen können, wenn sie gesehen hätte, daß noch eine Menge Banknoten in meinem Portemonnaie geblieben wäre!“

Alle Sorgen und Unannehmlichkeiten hatte Mama für sich behalten, um uns unsere festliche Stimmung nicht zu verderben. Ungefähr nach zwei Tagen gingen wir gemeinsam hin, um die Rechnung zu begleichen, und Mama brachte dem Fräulein dazu noch zwei entzückende, geschmackvolle Anstecknadeln mit, mit denen man damals Schürzen mit einem „Latz“ befestigte: es waren Korallen, die die Form von Händchen hatten. Dieser noble Hof

hieß *Meierei Krieau*, und es gaben sich dort die oberen Zehntausend ein Stelldichein, wenn sie von den Pferderennen hier durchkamen.

Die Firmung

[...] Der Festtag brach an. Ein wunderschöner Tag. Das ganze Haus war auf den Beinen, alle Welt kam uns bewundern!

Wir hatten Kleidchen aus rosa Batist mit cremefarbener Spitze darüber an. Man trug damals ein ganz glattes Leibchen und hinten am Rckchen eine mit zwei Reifen vergrößerte Tunika. Es ist mir heute schleierhaft, wie man darauf sitzen konnte.

Herr Rausch drehte uns kunstvolle Locken, man nannte sie „Stoppellocken“, er hatte einen sehr guten Geschmack und bemerkte sofort, daß bei einer derartigen Haarflle nicht zuviel „Stoppellocken“ sein sollten, daher machte er möglichst wenige, aber breite, die hinten am Rücken herunterhingen wie glänzende Hobelspäne aus Seide; vorne ließ er den Haaren die Naturwelle und flocht eine rosa Schleife ohne jegliche Rosette wie ein Diadem und so, als würde sie sich in den Haaren verlieren, hinein. Es war so schön, daß wir von seinem großen Spiegel gar nicht weichen wollten!

Die Equipage kam, eine viersitzige Kutsche, zu der man in Wien Landauer sagte. Der Kutscher mit einem Zylinder, vor dem Haus alles voller Leute, es war wie bei einer Hochzeit!

Unser Karli setzte durch, daß er neben dem Kutscher Platz nehmen durfte; Karli war durch und durch neu, ein brauner Samtanzug, gelbe Schuhe, ein breiter feiner Strohhut.

Schon die Fahrt in den Stephansdom war aufregend! Aus allen Richtungen kamen Kutschen angefahren, eine Menge Frauen winkten dort mit weißen, schmalen Bändern (ich weiß gar nicht mehr, wozu das war). Von den Zeremonien ist mir nichts erinnerlich, außer daß sie, wie uns vorkam, sinnlos lange dauerten. Draußen scheint doch die Sonne, der Kutscher wartet, die Pferde scharren ungeduldig mit den Hufen, und diese Herrlichkeit wird nur bis Sonnenuntergang dauern, und weiß Gott, ob uns in unserem ganzen Leben noch etwas ähnliches geboten werden wird!

Endlich! Schon ist alles fertig, und jetzt nichts wie hinaus!

Herrschaften, gut saß es sich auf dieser Federung, und wie fein das Hirschleder dieser glatten Polster war!

Unterwegs begegneten wir lauter Adeligen, die in die gleiche Richtung fahren wie wir, zum Prater natürlich!

Als wir in der Hauptallee angelangt waren, wartete dort schon Herr Hauptmann Kessler auf einem schönen braunen Pferd und ritt den ganzen Weg neben uns durch die Allee, die nur Reitern vorbehalten war; es war genau jene Allee, wo wir damals zeitig in der Früh der Kaiserin Elisabeth begegnet waren.

Und als Frau Kessler ihre goldene Lorgnette an die Augen hielt und der Herr Hauptmann salutierte und sein Pferdchen auf den Hinterbeinen stehen ließ, fehlte uns nur mehr ein Fotograf! Würde ein gewöhnlicher Sterblicher so etwas denn gleich auf Anhieb glauben?

Und die Rast im Ersten oder, ich weiß schon nicht mehr, in welchem Kaffeehaus – aber seien Sie versichert, es war das nobelste! Schokolade, Eis und weiß Gott welche Errungenschaften! [...]

Wie wir übersiedelten

Wie wir es verabredet hatten, wartete Mutter auf mich bei der Rochuskirche auf der Landstraßer Hauptstraße. „Komm“, sagte sie, „wir werden uns auch von dem Ort verabschieden, wo Papa und ich geheiratet haben, und wo ihr alle getauft worden seid!“

Als wir aus der Kirche traten, bemerkte Mama: „Warten wir nicht auf die Tramway und gehen wir lieber ein Stück zu Fuß, den Möbelwagen werden wir schon noch einholen!“

Weiß Gott, warum mir unser Umzug ein wenig wie ein Begräbnis vorkommt, schließlich ziehen wir doch in ein besseres, in unser eigenes, Haus, und es läßt sich mit dem alten und unserer früheren Wohnung gar nicht vergleichen?

Daraufhin erklärte mir Mama: „Mein liebes Kind, das kommt davon, daß du nicht nur ein altes Haus und eine ärmliche Wohnung verläßt, sondern dort deine Kindheit zurückläßt und wir nicht wissen, was das Leben bringen wird!“ Sie dachte ein Weilchen nach und meinte dann: „Ich komme mir selbst wie eine Schwalbe vor, die zum ersten Mal ihre Jungen ausführt. Im Nu werdet ihr in alle Himmelsrichtungen auseinanderfliegen, und ich werde nicht bei allen gleichzeitig sein können!“

Wir verstummten beide und ließen unsere Gedanken in die Vergangenheit und in die Zukunft schweifen. Eine ganze Reihe von

Straßenbahnen hatten uns in der Zwischenzeit bereits überholt, und am Schottenring bei der Votivkirche setzten wir uns in einen Wagen, der bis zur Endstation in Weinhaus fuhr, und von dort gingen wir ungefähr zwanzig Minuten bis zu unserem neuen Heim. Der Möbelwagen war noch nicht da, aber Lída, die mit den Buben schon eine geraume Zeit vor uns gefahren war, tummelte sich schon im Garten. Am vorhergehenden Tag hatten wir die Fußböden reiben, die Fenster waschen lassen, und das ganze Haus duftete vor Neuheit. [...]

Das Viertel, in dem unser Häuschen stand, war in lauter Parzellen für Einfamilienhäuser von Staatsbeamten aufgeteilt (*Beamtenviertel, Cottage*). Es durfte hier nur nach bestimmten Vorschriften gebaut werden. Vor dem Haus mußte ein Garten sein und hinter dem Haus ebenfalls. Geschäfte durfte es dort keine geben. Schon der Name der Straße, Bergsteiggasse, deutete an, daß sie auf einen Hügel hinaufführte, und wir befanden uns schon ziemlich weit oben. Unser Haus war in diesem neuen Stadtviertel das zweite an der linken Seite und trug die Nummer 37. Ursprünglich hätte das Kabinett die Küche sein sollen, damit wir Mädchen jedoch mehr von der Sonne hätten, verlegte Mama die Küche ins Erdgeschoß (eigentlich war es ein etwas erhöhtes Souterrain). Am sonnigsten war der hintere Garten, weil er gegen Süden gerichtet war; es fiel kein Schatten auf ihn, denn er grenzte wieder nur an lauter Gärten. Vorne befand sich ein kleinerer Garten, gegen die Straße abgegrenzt durch eine Mauer, die aus mit Zement verbundenen Ziegeln bestand, und darauf war ein später mit wildem Wein bewachsener Lattenzaun. An der Straße vor dem Haus hatte man Bäumchen gepflanzt.

Unser Viertel hieß Neugersthof, und ab dem zweiten Haus unterhalb von uns lag Altgersthof. Von der rechten Seite aus hatten wir eine Aussicht auf die Türkenschanzen mit der Sternwarte und von den vorderen Zimmern blickten wir auf den Kahlenberg, den Leopoldsberg und den Hermannskogel. Und als die ganze Gasse mit Häusern verbaut und die Gärtchen voller Vögel und Blumen waren, war es hier wahrlich schön zu wohnen, es kam uns gar nicht mehr in den Sinn, daß wir in Wien lebten.

Als wir einmal an einem klaren Abend etwa zwanzig Minuten lang durch unsere Gasse bergauf gingen und die Häuschen und den Friedhof hinter uns ließen und oben auf dem Schafberg angelangt waren, von dem man sagte, er läge in der gleichen Höhe wie

der Stephansturm, breitete sich, als wir zurückschauten, das großartige Panorama der Stadt Wien vor uns aus. Der ganze Horizont, so weit das Auge reichte, war in einem Halbkreis wie mit Hunderttausenden Lichtern beschrieben, mit deren Linien die Hauptstraßen gleichsam unterstrichen waren; am meisten leuchtete, als wäre sie sich ihres Ziels bewußt, die Schönbrunner Straße, die bis zum kaiserlichen Schloß führte. [...]

Die politische und soziale Tätigkeit unseres Vaters

Im Frühling des Jahres 1881 trafen sich die Vertrauensmänner fast aller Wiener Slawenvereine und beschlossen, eine große Unterhaltung zugunsten des „Komenský“-Schulvereins zu veranstalten. Dieses Unternehmen kam am 29. Mai zustande und war sehr gelungen. Die Vertrauensmänner, zu denen auch unser Vater gehörte, versammelten sich daraufhin öfter, um sich über die Bedürfnisse des slawischen Elements in Wien zu beraten, und als die traurige Nachricht von der Verwüstung des Nationaltheaters in Prag eintraf, veranstalteten sie wieder eine große Unterhaltung zu Gunsten seines Wiederaufbaus und gleichfalls mit großem Erfolg. Es handelte sich nicht um Unterhaltungen im heutigen Sinn, eher waren es große Treffen zu gemütlichem Plausch [sog. „Besedy“] bei denen die Tschechen einander kennenlernten, einander ihre Erfahrungen, Freuden und Leiden anvertrauten und sich so für das Leben in der Fremde stärkten. Gerade bei diesen Veranstaltungen wurde uns lebhaft bewußt, daß wir eine große Familie bilden, daß wir Tschechen und Slawen, alle zusammen also wie Brüder und Schwestern sind, weil Menschen einer Sprache und eines Blutes. Damals existierten unter uns weder Klassenunterschiede, noch religiöse, und daher scheint es, als wären diese beiden Gifte unserem Volk erst mit seiner politischen Selbständigkeit in die Wiege gelegt worden.

Bei jenen Unterhaltungen – und es gab im Laufe eines Jahres genug, größere und kleinere – erfuhren wir eine innerliche Klärung und Stärkung, gleichsam allein vor uns selbst und allein für uns, aber schon damals, am Beginn der achtziger Jahre, tauchte der Gedanke auf, auch so einen Verein einzurichten, der uns nach außen hin nützen würde, einen politischen Verein, der die Rechte und Bedürfnisse der Wiener Tschechen verteidigen und vertreten

und uns zum Patriotismus aufrütteln würde, damit wir im verderblichen deutschen Element in nationaler Hinsicht nicht untergingen. Die älteren, in Wien schon jahrelang ansässigen und daher angepaßten, Bürger lehnten die Gründung des neuen Vereins ab. Bei diesem inneren Konflikt führte der Chefredakteur des Wiener Blattes „Tribüne“, J. St. Skrejšovský, eine Entscheidung herbei; er kam in die Versammlung der Vertrauensmänner und schilderte mit triftigen Gründen den dringenden Bedarf eines politischen Vereins in Wien. Auf seine Initiative hin bildete sich ein vorläufiger Arbeitsausschuß, insgesamt 17 Herren, und zwar: (unser Vater) *Jan Balík*, Vorsitzender des „Záboj“, *Josef Dlouhý*, Vorsitzender des „Lumír“, *Antonín Dvořák*, Kaufmann und Wiener Bürger, *František Evanžín*, k. k. Rechnungsrat, *Jan Jiřík*, k. k. Postbeamter, *Josef Krček*, Vorsitzender des „Komenský“, *Josef Maruška*, Vorsitzender des „Kollár“, *Václav Miláček*, Vorsitzender der „Beseda“ in Simmering und Vorsitzender bei den Versammlungen der Vertrauensmänner, *Kliment Pech*, Geschäftsführer der „Občanská Beseda“ im IV. Bezirk, *Antonín Riegel*, stellvertretender Vorsitzender der „Beseda“ in Simmering, *J. St. Skrejšovský*, Publizist und Chefredakteur der „Tribüne“ und des „Parlamentär“, *Josef Šámal*, Vorsitzender des „Pokrok“, *Julius Šimíček*, Vertrauensmann der „Občanská Beseda“ in der Leopoldstadt, *Václav Seidl*, Vorsitzender der „Občanská Beseda“ in der Leopoldstadt, *Václav Tureček*, Vertrauensmann des „Lumír“, *František Zíb*, Vorsitzender der „Občanská Beseda“ im IV. Bezirk, und *Václav Zikmund*, Geschäftsführer des „Záboj“. Diese Herren vereinbarten, am 19. September 1881 eine größere Anzahl namhafter Wiener Tschechoslawen in den Musikvereinssaal einzuladen. Zur anberaumten Sitzung stellten sich von 250 geladenen Personen 67 ein. Skrejšovský begann vor diesem Forum den Bedarf eines solchen politischen Vereins nachzuweisen, der nicht nur unserer böhmischen, sondern ebenso auch den übrigen österreichischen Nationalitäten zusagen würde, und schlug am Schluß vor, dieser Verein sollte „Klub rakouských národností“ heißen. Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen, und aus 67 Mitgliedern, die sich gemeldet hatten, ein zehn Mitglieder umfassendes Komitee gewählt, um die Statuten auszuarbeiten und erste Maßnahmen zu treffen. Die Mitglieder dieses Komitees waren: *unser Vater*, *Josef Maruška*, *Václav Miláček*, *Rudolf Panz*, *Kliment Pech*, *Josef Procházka*, *Josef Šámal*, *Julius Šimíček*, *J. St. Skrejšovský* und *Josef Šnajberk*. Die Statuten verfaßte Skrejšovský, sie wurden nach geringen Verän-

derungen vom Komitee angenommen, und so trat der „Klub rakouských národností“ eigentlich ins Leben. Man beriet im Komitee, auf welche Weise man für den Klub das für die Organisation benötigte Geld beschaffen sollte, aber bei diesem Problem half wieder Herr Skrejšovský, indem er versprach, sich um irgendeinen Fonds zu kümmern. Im Vertrauen darauf wurden die Statuten den Ämtern übergeben und von der Niederösterreichischen Statthalterei mit Erlaß vom 12. November 1881 Nr. 44.477 genehmigt. Der Geschäftsführer des Komitees, Herr Šimíček, lud am 11. Dezember insgesamt 341 Personen zur konstituierenden Sitzung ein und kündigte die Sitzung außerdem in den Zeitungen an. Es erschienen 90 Personen, darunter auch genug Deutsche, von denen jedoch nur drei dem Klub beitraten. Hauptpunkt der Tagesordnung war die Wahl eines zehngliedrigen Verwaltungsrates und dreier Ordner. Zum Vorsitzenden wurde per Akklamation Karel Šindler gewählt,



*Eugen Karl
Graf Černín
(1796-1868),
Foto von
L. Angerer*

obwohl er bei der Sitzung nicht anwesend war, und als Stellvertreter J. St. Skrejšovský; in den Rat dann unser Vater (*Jan Balík*), Alois Danělovský, Josef Draždík, J. Kment, Václav Miláček, Fr. Ryška, Dr. Ant. Vallach und Josef Zahner; als Ordner: Josef Maruška, Rudolf Panz und V. Zikmund.

Die erste Versammlung des Verwaltungsrates wurde am 13. XII. 1881 im Hotel „Zum König von Ungarn“ abgehalten.

Die erste Generalversammlung dieses „Klub rakouských národností“ fand am 22. Juni 1882 im I. Bezirk in der Kleppersteiggasse 5 statt, und gewählt wurden: J. St. Skrejšovský als Vorsitzender, *unser Vater* als Stellvertreter und in den Verwaltungsrat Eugen Baron d'Albon, V. Bárta, Alois Danělovský, V. Miláček, Jan Urbančík, Valdemar Vaněk, Fr. Zeman und Fr. Zíb; als Ordner Hugo Hoffmann, Josef Maruška und Rudolf Panz.

Aber gleich am Beginn machte der Klub eine große Krise durch. Einerseits war er gemäß seinen Statuten auf einer zu breiten Basis begründet, andererseits blieb der versprochene größere Fonds aus, und außerdem herrschte damals in den tschechischen Wiener Kreisen eine fast schreckliche Gleichgültigkeit gegenüber politischer Tätigkeit. Außerdem war Skrejšovský lange krank und konnte sich nicht um den Klub kümmern, so daß der stellvertretende Vorsitzende, *Jan Balík*, und noch zwei Mitglieder des Verwaltungsrates, vor allem Herr Zíb, alle Kräfte dafür aufwenden mußten, damit der kaum gegründete Klub nicht zerfiel. [...]

Die „Slovanská Beseda“

Papa, hast du schon den letzten „Věstník“ gelesen. Nein. – Dann hör' zu, was hier steht: Graf Leopold Lažansky hat sein Haus auf dem Stephansplatz den Wiener Tschechen vermacht. – Was sagst du dazu? Das ist schön, gelt? – Papa war sehr erfreut und lobte: „Solche böhmischen Adeligen sollten wir mehr haben!“ Aber Papa, für unsere Verhältnisse gibt es genug, die treu zu uns halten! Schau, in diesem alten „Věstník“ habe ich die Namen der Gründer der „Slovanská Beseda“ gelesen, es sind fast neunzig und unter ihnen so viele aus unserem Adel. Hör zu: Fürst Heinrich und Fürst Constantin Czartoryski, Fürst Lubomirski ... „Das sind ja Polen!“ protestierte Papa. Macht nichts, entgegne ich, Slawen sind es trotzdem; ferner sind da Fürst Adolf Schwarzenberg, die Grafen Belcredi,

Berchtold, Clam-Martinic, Jaromír Černín von Chudenic und sein Bruder Eugen, der der erste Vorsitzende der „Slovanská Beseda“ war, Graf Franz Harrach, Graf Kolowrat-Krakowsky, und nach dem Tod von Graf Černín i. J. 1868 ist Graf Jan Harrach Vorsitzender der „Slovanská Beseda“ geworden. Und er wird seither immer per Akklamation gewählt, Jahr für Jahr, dreiundzwanzig Jahre werden es heuer schon! Und er kommt in unsere Mitte, unterstützt die „Beseda“ fürstlich, und für uns Wiener Tschechen ist es ja doch sehr wichtig, wenn ein so vorbildlicher Adeliger unserem führenden Eliteverein vorsteht und sich öffentlich zum tschechischen Volk bekennt! – Das alles teilte ich Papa mit, während er sein Mittagessen aß. Diese lange Einleitung hatte nur das eine Ziel, Papa zu bitten, daß er sich als Mitglied der „Slovanská Beseda“ eintragen ließe. Ich muß fertig sein, bevor Papa sich in die „Národní listy“ vertieft, denn dann läßt er sich nicht mehr stören, und die schöne Gelegenheit wäre wieder vertan. Aber unerwartet kam mir Mama zu Hilfe, die sich daneben im Zimmer an etwas zu schaffen machte. Sie hatte meinen letzten Satz aufgeschnappt und fragte: Was habt ihr denn da zu besprechen? – „Wir reden von der ‚Slovanská Beseda‘, Mama, und ich wollte Papa gerade bitten, er soll sich als Mitglied einschreiben lassen!“ Papa hatte soeben sein Essen beendet und legte sich die „Národní“ zurecht. Er blickte mich an und bemerkte: „Aha, jetzt geht mir ein Licht auf! Hab’ ich’s mir doch gedacht, daß diese lange Einleitung nicht einfach nur so für die Katz’ gewesen ist!“

Welches Glück ich heute habe: Wie gerufen läutete jemand an der Tür, und ich schlüpfte erfreut und so schnell wie möglich hinaus, weil ich meine Sache in so guten Händen zurückließ.

Es war Lída, die geklingelt hatte, und ich gab ihr sofort mit dem Finger auf dem Mund zu verstehen, daß sie auf Zehenspitzen gehen solle, und jetzt lauschten wir beide hinter der Tür, wie alles ausgehen würde. Gerade hörten wir: „Es nützt nichts, Vati, du mußt dich als Mitglied der ‚Slovanská Beseda‘ eintragen lassen! Die Mädchen müssen in Gesellschaft kommen, und wir gehören unter unsere Landsleute. Daß wir uns in irgend so eine deutsche ‚Tanzschule‘ verirren, darf uns nicht mehr passieren, und es ist uns damals recht geschehen, wir haben einen Denkkettel bekommen. Es stimmt: Der Weg in die Wallnerstraße ist im Winter wirklich bedenklich; für eine Kutsche reicht es bei uns nicht, und Straßenbahnen fahren keine in der Nacht, und zu Fuß dauert es gut fünf viertel Stunden, aber die Mädchen sind jung, und du, Vater, gehst gerne; und die 16

Gulden Mitgliedsbeitrag pro Jahr werden wir mit Gottes Hilfe auch irgendwie zusammenlappern!“ [...]

Nach ein paar Monaten überraschte uns unser Papa zum „Christkind“ mit der Mitteilung, daß wir vom neuen Jahr (1892) an Mitglieder der „Slovanská Beseda“ seien! Das war ein Jubel! Gleichzeitig gab er uns das Programm, das in der „Beseda“ immer für das ganze Jahr im voraus festgelegt wird. Und jetzt nahmen die Debatten keine Ende, an welcher Unterhaltung wir zuerst teilnehmen würden. Den Konzerten schenkten wir keine besondere Beachtung, aber die „Maskenbälle“, Herrschaft: Da waren wir sofort Feuer und Flamme! Mama hatte uns im Nu gebändigt, damit uns nicht zu sehr der Kamm schwohl. Sie sagte: „Meine Damen, den Gusto auf die Maskenbälle könnte ihr euch noch vergehen lassen, haltet euch zuerst schön an die Tanzstunden, schließt dort Bekanntschaften und seht zu, daß ihr euch in Gesellschaft, wie es sich gehört, bewegen könnt!“ [...]

Unser gesellschaftliches Leben

Es stellt eigentlich eine in sich abgeschlossene Periode dar, und sie dauerte fünf Jahre: von 1892 bis 1897, als wir Mitglieder der „Slovanská Beseda“ waren, und ich außerdem Mitglied des Gesangsvereins „Lumír“ und des Damengesangszirkel in der „Slovanská Beseda“. Hätte es insbesondere diese beiden letzten Umstände nicht gegeben, wären wir sicherlich hundertmal weniger in den Genuß dieses Gesellschaftslebens gekommen, so jedoch mußte ich wie ein Soldat gestellt sein, wann auch immer der „Lumír“ oder die „Beseda“ mich riefen, schließlich gehörte ich zu den führenden Kräften im Chor und konnte sowohl Sopran als auch Alt singen, je nachdem, was gerade gebraucht wurde. Meine Schwester Lída sang zwar nicht, nahm aber wie ich an allen Festivitäten und Unterhaltungen teil, nur daß ich zusätzlich einmal oder auch mehrmals wöchentlich zu den Gesangsproben mußte, die im VI. Bezirk in der Mariahilfer Straße 30 im Hotel „Zur goldenen Birne“ stattfanden. Es war kein geringes Opfer, weil ich von uns daheim eine gute Stunde Weges hatte, und selbst wenn die Probe nur zwei Stunden dauerte, immer erst gegen elf Uhr nachts nach Hause kam. [...]

Zu diesen Feiern und Lustbarkeiten begleitete uns stets nur Papa, während Mama nirgendwo hinging, sie beteuerte, daß sie

einerseits keine Zeit habe, und es ihr andererseits um das Geld für das Festgewand leid täte. Dafür sah sie aber immer gerne Gäste bei uns in Gersthof.

Das Jahr 1892 war besonders bedeutsam für den „Komenský“-Verein. Vor allem mußte er den 300. Geburtstag von Johann Amos Comenius feierlich begehen. Diese Feier wurde unter Mitwirkung aller tschechoslawischer Vereine am 27. März im Ronachersaal abgehalten. Die Publikumsbeteiligung war ganz außergewöhnlich.

Im gleichen Jahr und ebenfalls im Ronacher feierte der „Komenský“-Verein am 12. November das Jubiläum seines zwanzigjährigen Bestehens. Um halb elf Uhr vormittags wurde in der Pfarrkirche St. Johann Evangelist an einem Nebenaltar eine stille Messe gelesen, zu singen war uns aber verboten. [...]

Am 12. Juni 1893 feiert der „Akademický spolek“ sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen. Diese Feier findet in der „Slovanská Beseda“ statt. Es waren dort alle Akademikervereine vertreten, die „Slovanská Beseda“, der „Slovanský zpěvácký spolek“, der „Sokol Vídeňský“, die „Ústřední jednota nepolitických spolků slovanských v Dolních Rakousích“ und der „Komenský“. Anwesend waren Masaryk, Ščerbacký aus Moskau, Dr. Murko, Franko, Machar, Fuks, Jelenský, Bouchal, Lenoč, Březina. Kalandra eröffnete den Abend und gab den Vorsitz an Masaryk ab, der in seiner Rede die Geschichte des Vereins schilderte. Es folgten Toasts von Vacha, Lazar, Karásek und Franko. Radkovič sprach im Namen der „Zora“ Masaryk seinen Dank dafür aus, daß er die Bosnier so furchtlos verteidigt hatte. Blaho hielt eine Rede für den Verein „Tatran“. Es folgten noch Ansprachen von Kolařík, Dr. Březina, Dr. Murko und Dr. Lenoč.

Am 16. Dezember 1893 eine Feier zu Ehren des Grafen Jan Harrach, der 25 Jahre lang ohne Unterbrechung per Akklamation zum Vorsitzenden der „Slovanská Beseda“ gewählt worden war. Das Programm dieses Abends war überaus reich. [...]

In Wien gab es in diesen Jahren fünf Sokolvereine: Den „Sokol Vídeňský“, die „Jednota Tyrš“, den „Sokol Fügner“, den „Sokol Favoritský“ und den „Sokol Leopoldovský“. Diese fünf Vereine verbanden sich zur „Sokolská župa dolnorakouská“. Bei der Generalversammlung wurde ein Freund unseres Vaters, Dr. Emanuel Březina, zum Gauobmann gewählt.

Am 7. April 1894 fand in den herrlichen Sälen des Ronacher die Gründungsfeier statt, die zu einer großartigen Manifestation

des Wiener Sokoltums wurde. Zu dieser Festlichkeit stellten sich Deputationen fast aller Wiener Slawenvereine ein, außerdem Reichsratsabgeordnete und auch hohe ausländische Gäste, Dr. Podlipný, der Vertreter der „Moravsko-Slezská Obec Sokolská“, des „Sokol Brněnský“ usw.

Der Erfolg dieses ersten repräsentativen Auftritts des neuen Sokolgaus war überaus glänzend und entsprach in allem der tiefen Bedeutung des für die weitere Entwicklung des tschechischen Elements in Wien so hochwertigen Ereignisses. [...]

Am 28. Februar 1894 veranstaltete der „Akademický spolek“ in den Räumlichkeiten der „Slovanská Beseda“ einen Abend zur Feier des dreißigsten Geburtstages des Dichters J. S. Machar. Es wurden seine Verse rezitiert, und Dr. Karásek und der Akademiker Roman Rössl (ein lieber, feiner Mensch) betonten in ihren Reden seine Bedeutung. Machar war überrascht und gerührt und sagte in seiner Danksagung unter anderem: „Ich habe in meinem Leben drei unvergeßliche Tage erlebt: Den ersten, als mein erstes Gedicht im „Světozor“ erschien, den zweiten, als mein erster Lyrikband „Confiteor“ herauskam, und den dritten heute, da die Gemeinschaft der Wiener Tschechen meine Arbeit gewürdigt hat.“

Ich erinnere mich, daß die Akademiker bei dieser Feier den Dichter auf den Schultern trugen und ihn dabei hochleben ließen. Ich verspürte eine solche Hochachtung vor ihm, daß ich mich wunderte, wie sie ihn überhaupt berühren konnten, und ernsthaft Angst hatte, es könnte ihn beleidigen. [...]

Am Ende der sechziger Jahre hatten die Wiener Tschechen schon Gesangs-, Laientheater-, Unterhaltungs- und Turnvereine besessen, auch schon die erste Vorschußkasse – nur für die Schulbildung der zarten und herangewachsenen Jugend war in keiner Weise gesorgt. Dieser grobe Mangel bedrückte am meisten die Arbeiterklasse. Gerade der tschechische Arbeiter empfand das Manko, das ihn von seinem fortschrittlicheren deutschen Kollegen trennte, am stärksten. In den deutschen Schulen erntete ein tschechisches Kind nur Spott und Verachtung. Aus diesen traurigen Erfahrungen erwuchs das Verlangen nach Schulen mit einem Unterricht in der Muttersprache; daher wurden 1869 der „Českoslovanský spolek dělnický“ und nach umfassender dreijähriger Sammeltätigkeit 1872 auch der „Komenský“-Verein ins Leben gerufen.

Der Zweck des „Komenský“ bestand damals darin:

1. Errichtung und Erhaltung von nationalen und gewerblichen Schulen in Wien, in denen die Wiener tschechoslawischen Kinder, Lehrlinge und Arbeiter die gesetzlich vorgeschriebene fachliche Ausbildung, besonders aber die deutsche Sprache erlernen sollen.
2. Veranstaltung von wissenschaftlichen und handelstechnischen Vorträgen.

Ende 1872 verfügte der „Komenský“ schon über ein Vermögen von über 10.000 Gulden, aber an ein eigenes Schulgebäude war vorerst nicht einmal zu denken, ja, es war nicht einmal möglich, irgendein Lokal zu mieten, und der Ausschuß des „Komenský“ wandte sich vergeblich an den Stadtrat und auch an die Gewerbekommission. [...]

Im ganzen Volk wurde jährlich zugunsten des „Komenský“ eine Sankt-Wenzels-Sammlung veranstaltet, auch verschiedenste Unterhaltungen und Maskenbälle brachten für diesen Zweck viel ein. Drei dieser Faschingsfeste besuchten auch meine Schwester Lída und ich, immer mit irgendeiner bekannten Familie, weil unseren Vater dort niemand hinbekommen hätte, er ging mit uns am liebsten nur in die „Beseda“, wo er sich dann entweder im Leseraum aufhielt oder in einem Nebenzimmer mit einigen älteren Herren vor einem guten Pilsner saß, manchmal auch bei einer Tarockpartie.

Diese Maskenbälle fanden meistens in den Blumensälen der „Gartenbaugesellschaft“ an einer Ecke bei der Ringstraße statt. Getanzt wurde in mehreren Sälen zu den Klängen einer Militärmusikkapelle, oben waren Galerien, von denen aus man einen schönen Blick auf die Tanzenden hatte; es zogen auch jedesmal Maskenumzüge mit verschiedenen Gruppen durch diese Säle, und am lebhaftesten in Erinnerung blieb mir der Mitternachtsumzug des „König Menelik“: Herolde stießen in die Trompeten, und die, mindestens 100 Personen zählende, Truppe marschierte würdig vorwärts. Sie können sich denken, welchen Eindruck auf das Publikum „König Menelik, Chef der XIX. Batterie“, machte, der sich durch absolut naturgetreues Aussehen auszeichnete! Er wurde zusammen mit seinem gesamten Hofstaat und Gefolge von allen Galerien und Seiten lautstark begrüßt! Besondere Aufmerksamkeit erregten Meneliks weibliche „Leibwache“ und eine Kanone der Wirklichkeit entsprechender Ausmaße, auf der fünf arabisch gekleidete Artillerie-

ristinnen saßen: Gezogen wurde sie mit Hilfe anderer „Sklaven“ von Sahib Sabah, einem echten Schwarzen.

Bei diesen Maskenbällen tanzten 1.000 Paare ... Ich kam nie kostümiert, ich tanzte auch nie, ich sah nur zu. Dafür hopste Lída für drei hier herum; ich vertraute sie dem Architekten Jakub Krásný an mit der Bitte, sie, sofern es möglich war, nicht aus der Hand zu geben, damit sie unter diesen Faschingsnarren nicht ganz zur Wilden wurde. Dieser Krásný war ein lieber Mensch!

Wir erlebten in diesen Räumlichkeiten noch einen „Komenský“-Maskenball, das dritte Mal, am 26. Jänner 1896, waren wir jedoch beim „Schwender“ im XIV. Bezirk in der Schönbrunnerstraße 65. Damals waren 4.000 Personen anwesend.

Die Kaiserin ermordet

Am zehnten September 1898 wurde die österreichische Kaiserin von dem italienischen Anarchisten Luccheni ermordet, als sie am Genfersee gerade ein Schiff bestieg, das zur Abfahrt bereitstand.

Elisabeth war den Wienern nie sehr geneigt gewesen, und sie wußten das. Dessenungeachtet fand die Überführung der ermordeten Monarchin in die kaiserliche Burg unter riesiger Anteilnahme des Volkes statt.

Den Kaiser hatte ich kein einziges Mal gesehen und mich auch nicht danach geseht. Ich erblickte in ihm nie *unseren* Kaiser; für mich war er nur ein Herrscher, der sein Versprechen nicht gehalten hatte, sich zum böhmischen König krönen zu lassen. Die Kaiserin hätte ich gerne öfter gesehen, aber vor



*Leopold Horovits, Kaiserin
Elisabeth von Österreich
(posthumes Gemälde, 1899)*

allem deswegen, weil sie schön war, und die Schönheit einer Frau hat mich immer stark beeindruckt. Ich habe sie jedoch nur einmal zufällig zu Gesicht bekommen, damals im Prater auf der Hauptallee, als ich mich zeitig in der Früh mit meiner Mutter dort aufgehalten hatte.

Als ich von der Ermordung der Kaiserin hörte, tat sie mir sehr leid. Sie war eine Kaiserin gewesen, und eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, trotzdem war ihr kein einziges Leid erspart geblieben, welches sonst gewöhnlich den einfachsten Frauen beschieden ist.

Ich weiß nicht, durch welchen Zufall es dazu kam, aber ich erinnere mich, daß ich mich damals, als sie die Kaiserin brachten, auf der Ringstraße, nicht weit von der Burg in einer riesigen Menschenmenge befand, und zufällig in der ersten Reihe stand. Die Stille in diesen ungeheuren Massen meist schwarz gekleideter Menschen war beeindruckend. Als der Wagen vorüberfuhr, hörte man nur, wie die Pferde vorsichtig und fast zärtlich ihre Beine aufsetzten, als ob sie sich bewußt wären, wen sie zum Begräbnis geleiteten. Tausende Köpfe neigten sich tief ...